

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13608. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Beizeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.60 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

In Leipzig sind die Kongresse der Maurer und Bauhilfsarbeiter zusammengetreten.

In Breslau und Halle nahm die Polizei die Gelegenheit wieder wahr, in ruhige Straßendemonstrationen hineinzureiten und sie mit dem Säbel zu bearbeiten.

In Paris sind durch das Hochwasser 110 000 Menschen arbeitslos geworden.

## Bergarbeiter und Schlotbarone.

Leipzig, 7. Februar.

Die bürgerlichen Parteien haben sich mit dem Bescheid der Regierung zufrieden gegeben, die Schlotbarone in Rheinland-Westfalen stoßen auf keine Hindernisse bei der Durchführung des Arbeitsnachweises von dieser Seite. Damit ist indessen der Kampf angekündigt, ein Kampf, bei dem Gewaltiges auf dem Spiele steht und dessen Folgen kaum jemand voraussehen kann. Die Bergarbeiterverbände sind sich des Ernstes der Lage voll bewußt. Der Aufruf, den sie an die Arbeiter gerichtet haben, zeugt dafür, daß die Vorbereitungen zu diesem Riesenkampfe mit aller Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit der unbeeuglichen Energie geführt werden, die Klassenbewußten Arbeitern eigen ist. Und einen Erfolg haben sie bereits erzielt: es wird den Unternehmern nicht mehr gelingen, einen Streik zu provozieren in einem Moment, der ihnen paßt, einen Streik, bei dem die Kräfte der Arbeiter sich verzetteln, sondern sie werden im gegebenen Moment einer festgeecinten und wohlgerüsteten Streitmacht gegenüberstehen. Wenn man bedenkt, daß gerade bei den Bergarbeitern Streiks in früheren Jahren mit elementarer Gewalt, aber ohne jegliche Berücksichtigung der Chancen ausbrachen, so ist die jetzige Haltung der Arbeiter von besonderer Bedeutung. Und gerade dieser Umstand, daß eine Riesenarmee von Arbeitern — es handelt sich in erster Linie um rund 300 000 Bergarbeiter des Ruhrreviers — planvoll und vorsorglich daran geht, einen Riesestreik vorzubereiten, gibt dieser Situation ein besonderes Gepräge.

Kein denkender Arbeiter sollte es versäumen, die Vorgänge im Ruhrrevier mit aller Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nicht nur aus allgemeinem Interesse an dieser Erscheinung, sondern schließlich aus ureigenem Interesse. Denn niemand kann wissen, ob nicht schließlich die gesamte Arbeitererschaft Deutschlands aktiv an diesem Kampfe beteiligt wird. Effert, einer der Führer des katholischen Verbandes, hat bereits vom Generalstreik gesprochen. Wenn selbst diesem, seiner ganzen Weltanschauung nach im Grunde konservativen Manne der Gedanke sich auf-

drängt, daß der Kampf um den Arbeitsnachweis zur Anwendung des revolutionärsten Mittels führt, über welches das Proletariat verfügt, so ist das ein ernstes Zeichen der Zeit. Freilich, ein Effert kann es sich leisten, mit diesem Gedanken herauszulapen. Er weiß, daß die Durchführung nur in geringem Maße von ihm und seiner Organisation abhängt. Die Führer des „alten“ Verbandes, hinter denen die große Masse der Bergarbeiter steht, haben sich wohl gehütet, das Wort vom Generalstreik auszusprechen, denn ihnen steht es an, nur Worte zu brauchen, auf die die Tat folgt. Der Generalstreik ist nicht eine Aktion, die man sorglich vorbereiten kann, er ist eine Tat, die sich ganz von selbst aus der Situation heraus ergibt, er kommt, wenn er kommen muß. Heute wissen wir nur, daß er vielleicht kommen kann. Denn man denke die Sache nur zu Ende: im Kohlenbergbau des Ruhrreviers bricht der Streik aus, ein Streik, bei dem die Arbeiter entschlossen sind, bis zum äußersten zu gehen; beharren die Syndikatsherren auf ihrem Willen, dann muß der Zeitpunkt kommen, wo nicht nur die Zechen ruhen, sondern wo auch die gewaltige Eisenindustrie des Ruhrreviers einfach aus Mangel an Kohlen stillgelegt wird, ja wo der Industrie eines gewaltigen Teiles der gesamten Industrie Deutschlands die Kohle ausgeht, die motorische Kraft versagt. Dann steht die Arbeitererschaft Deutschlands vor der Frage, was weiter geschehen soll. Eine der Möglichkeiten ist dann aber der Generalstreik. Also nicht, wie es Effert tut, mit dem Generalstreik drohen ist unsere Sache, aber die Möglichkeit und die Konsequenzen dieses revolutionären Ereignisses im Auge halten.

Um was geht der Streik im Ruhrrevier? Um nichts weniger, als um die Existenz der Arbeiterorganisation. Mögen die Delbrück und Sadow sich harmlos stellen und in dem Arbeitsnachweis der Zechenbesitzer „keine Gefahr für die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit“ erkennen, mögen sie auf „loyale Handhabung“ dieses Arbeitsnachweises hoffen, im Lager der Zechenmagnaten weiß es jeder, von den Stinnes und Kirchoff bis zum letzten Schreiberlein in den Bureaus, daß der Arbeitsnachweis dazu dienen soll, jeden Bergarbeiter, der sich nicht unter die Fuchtel beugt, dem Hunger auszuliefern. Lassen die Arbeiter diesen Arbeitsnachweis über sich ergehen, bewahren sie die Schaffsgeduld, die ihnen die weisen Minister empfehlen, dann ist über Jahr und Tag die Organisation vernichtet, dann wird die trockene Guillotine in Anwendung gebracht, die Arbeiter sind geliefert. Die Vernichtung der Organisation aber bedeutet Herabdrückung des Niveaus der Lebenshaltung der rheinisch-westfälischen Arbeitererschaft auf das Niveau des ostelbischen „Knechtes“. Denn die Lage ist doch die, daß bisher jene vielen Tausende von Arbeitern, die aus dem Osten importiert werden, eben nur dank dem Bestehen der Organisationen emporgehoben wurden; ist die Organisation nicht mehr, dann gibt es keinen Widerstand, dann folgt Lohndruck auf Lohn-

druck, weil jene Scharen verelendeter Landarbeiter des Ostens im Uebermaße billige Arbeitskraft liefern. Da die Bergarbeiter ebenjotug wie die Stinnes und Kirchoff wissen, worum es geht, können und werden sie sich nicht beugen, werden sie sich nicht mit Schaffsgeduld die Schlinge um den Hals legen lassen und warten, bis es jenen gefällt, sie zuzuziehen.

Und nicht nur um die Bergarbeiter geht es: Jehen die Syndikatsherren ihren Willen durch, dann wäre eine fürchtbare Bresche geschlagen in die gewerkschaftliche Organisation überhaupt, es würde das Unternehmertum auf der ganzen Linie vorgehen, um den Arbeitern den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Das ist die große Sache, die auf dem Spiel steht: Sein oder Nichtsein der Organisation. Kein ministerielles Salbadern hilft darum herum.

Es spielen aber freilich auch andere Dinge mit hinein. Die Zechenbesitzer sehen die Behauptung in die Welt — und die harmlosen Minister kolportieren sie weiter —, der Hauptzweck des Arbeitsnachweises sei, das ewige Herumziehen von einer Zechen zur andern zu verhindern. Darin steht der brave Herr Syndow einen Segen. Nun, dieser gute Mann beweist damit nur, daß er hier ebenso wenig über seine Nasenspitze hinwegsieht, wie er sich keine Rechenschaft gab, über die volkswirtschaftliche Wirkung seiner Steuerpulscheret. Gewiß: es findet auf den Kohlenzechen ein ungemein starkes Fluktuieren der Arbeiter statt. Pieper führt in seinem Buche über: Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier geradezu erstaunliche Zahlen an. Es sollen zum Beispiel im Jahre 1900 auf je 100 Mann der Gesamtbelegschaft 88 Zugänge und 52 Abgänge gekommen sein, das heißt, es geht zu wie im Taubenichlag, die Hälfte der Belegschaft hat die Arbeitsstätte im Laufe des Jahres gewechselt. Aber der genannte Verfasser weiß dann auch auf den Hauptgrund dieser Erscheinung hin: er führt eine in der Deutschen Bergarbeiterzeitung publizierte Untersuchung an, die bezweckt, die Zustände auf den einzelnen Zechen mit dem Wechsel in der Belegschaft in Zusammenhang zu bringen. Und was zeigt sich da? Die Zechen, auf denen die meisten Krankheitsfälle und Unglücksfälle vorkommen und überhaupt die meisten Beschwerden laut werden, die haben auch den stärksten Wechsel der Belegschaft! So erklärt sich alles überaus einfach: der Bergmann sucht, wenn er irgend kann, aus den Mordlöchern fortzukommen und auf einer Zechen Arbeit zu erhalten, wo sein Leben etwas geringerer Gefahr ausgesetzt ist, wo er ein klein wenig menschlicher behandelt wird. Die Unterschiede in den Zechen sind schon von Natur groß, denn es gibt kaum zwei Zechen, die die gleichen natürlichen Bedingungen in bezug auf Tiefe, Temperatur, Feuchtigkeit, Beschaffenheit des Gesteins und der Kohlenlöcher haben. Dazu kommt, daß auf den einen Zechen rationell gewirtschaftet, auf den anderen gesaut wird. Wer will es dem Arbeiter, der tagtäglich in der

## Seuiletton.

### Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzig berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Kempster. Nachdruck verboten.

Alles das erschien aber als ein bloßer Vordergrund, als Beiwerk, als eine Anzahl belangloser Einzelheiten. Jenseits von Annixters Land, von Guadaluajara, der unteren Landstraße und dem Broderfon-Bach streckten sich, von der sinkenden Sonne bestrahlt, nach Westen und Süden hin wie eine riesige Landkarte in unabsehbarer, von Horizont zu Horizont reichender und durch nichts unterbrochener Fläche die abgeernteten, kahlen Felder von Los Muertos. Weiter nach Westen schloß sich die Broderfon-, nach Nordwesten die Osterman-Ranch an. In endloser Folge reihte sich Ranch an Ranch. Die durch den riesigen Umfang der unübersehbaren Flächen gesteigerte Einbildungskraft ließ alle diese Latifundien wiederum zu einem bloßen Vordergrund, zu Beiwerk, zu einer Anzahl belangloser Einzelheiten zusammenschrumpfen. Unter der feinen Linie des Horizonts, dort wo die Schulter der Erde sich mählich abwärts wölbte, lagen andre, ebenso große Ranchos, und ihnen reihten sich andere und wieder andere an; immer weiter und weiter breiteten sich die riesigen Flächen. In ungemessene Weiten dehnte sich, von der Hitze gepehelt, unter dem roten Glutauge der Sonne schimmernd und zitternd, die Talebene des San Joaquin. Von Süden her strich in langen Zwischenpausen ein leiser Windhauch wie ein tiefer Seufzer der todmüden Erde über die von der Glutsonne steinhart gebrannten, alles Lebens baren Felder und machte die lautlose Stille rings umher noch eindrucksvoller. Es war die Zeit nach der Ernte, und die Allmutter Erde, nach den Wehen der Ge-

burt von der Frucht ihres Leibes entbunden, schlief jetzt den Schlaf der Erschöpfung; in tiefer Ruhe lag der Koloh, die Arme der Wälder, die ewige, kraftvolle und gültige Ernährerin der Welt.

Ha! Hier war sein Epos, seine Eingebung, sein Weiten, sein majestätischer Zug dröhnender Hexameter. Und plötzlich war es Presley, als ob seine Füße nicht mehr den Boden berührten, als ob er, befreit von aller irdischen Schwere, sich emporzuschwänge im Vollgefühl himmlischer Heiterkeit und dichterischer Begeisterung. Von alles überragender Höhe aus schien er die Welt, die gesamte Ordnung der Dinge zu beherrschen. Er war in halber Bestäubung, ein Schwindel erfaßte ihn, seine Füße für die feinsten Eindrücke fast krankhaft empfindliche Seele war trunken von der Vorstellung des Unermesslichen. Eine Flut verirrter Gedanken und Vorstellungen, die auszudrücken er nicht vermocht hätte, strömte auf ihn ein. Bilder und Gestalten, riesenhaft und verzerrt, nebelhaft und verschwommen, zogen in tollem Wirbel durch sein Hirn. Er wandte sich zur Heimkehr und stieg den Hügel hinab, durchschritt die Schlucht und eilte, noch immer träumend, auf dem kürzesten Wege über den Weizenstoppel der Quien Sabe-Ranch, seinem Ziele zu, wobei er Guadaluajara weit links ließ. Noch nie, wie eben auf dem Hügel, war er so nahe daran gewesen, seine Eingebung zu fassen und festzuhalten. Auch jetzt noch, während der Sonnenuntergang verglühete und der Ausblick enger wurde, war Presley von seiner Inspiration besetzt. Und jetzt wurden die dem Westen sein-eigentümliches Gepräge gebenden Einzelheiten, aus denen sich sein Gesicht zusammensetzen sollte, in ihm lebendig. Während des ganzen Tags hatte er die mannigfaltigen, eigenartigsten Eindrücke empfangen. Da waren die Erinnerungen des Hundsjährigen, voller Farbe und Leben — de la Cuesta, der sein Leben von der spanischen Krone erhielt, der Herr über Leben und Tod, seine romantische Heirat, der milchweiße Zelter mit dem Frauensattel von rotem Leder und silberbeschlagenem Zaumzeug, die Stiertämpfe auf der Plaza, die Geschenke an Pferden,

Talg und Goldstaub. Dann Banamees Geschichte, die Tragödie seiner Liebe; Angele Barian strahlend in zauberlicher Schönheit, mit Lippen rot und voll wie die der Regentierin und der runden weißen Stirn im dreieckigen Rahmen der an den Schläfen herabhängenden, goldig schimmernden Flechten und der Linie ihrer schön geschwungenen Brauen; das den andern umgebende undurchdringliche Geheimnis; der Tod Angelas in dem Augenblicke, als sie einem Kinde das Leben gab. Dem Trauerspiele folgte Banamees Flucht in die Wildnis und die Schilderung seiner Wanderungen; die Sonnenuntergänge hinter den Riesennähten gleichen Mesas, die Einsamkeit der sonnendurchglühenden Wüste, das rastlose, wilde Leben der verlorenen und vergessenen Siedelungen in weiter, weiter Ferne unter der Kimmung des südwestlichen Horizonts; der volltönende Wohlklang ungewohnter Namen — Quijotoa, Uintah, Sonora, Laredo, Ancompahgre. Und endlich die Mission mit ihren gebornenen Glocken und zerbröckelnden Mauern, der ehrwürdigen Sonnenuhr, dem Springbrunnen im alten Garten und den längst dahingegangenen, frommen Vätern, die den ersten Weizen säten, den ersten Delbaum, die erste Weinrebe pflanzten, um die Bestandteile des Sacraments, Brot, Del und Wein, im Eigenbau hervorzubringen. Der Kirche war diese Dreierheit von Bodenerzeugnissen zu verdanken, deren später in gewaltiger Ausdehnung betriebener Anbau für das Land so wichtig werden sollte. Daran hatte Presley eben gedacht, als die Abendglocke der Mission läutete. Ihm war dieser Klang ein De profundis, ein aus der alten Welt, aus vergangenen Zeiten herübersehrender Ton, ein von den Hügeln des mittelalterlichen Europas widerhallendes Echo, das an der Wende des Jahrhunderts fremdartig und seltsam in dieses neue Land hinüberlängte. Es war dunkel geworden. Presley eilte weiter. Er kam jetzt zu dem Grenzgaune der Quien Sabe-Ranch. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Am Nachthimmel standen die Sterne. Kein anderer Laut als der leise, ferne Klang